

Echo der Arbeit

HÜTTENWERK OBERHAUSEN AKTIENGESELLSCHAFT



13



Zum Titelbild unserer heutigen Ausgabe: Hier entsteht neuer Wohnraum! Für viele Werksangehörige wird dies eine erfreuliche Nachricht sein. Wie schon gelegentlich berichtet, wird zur Zeit in Mülheim-Dümpten eine Siedlung mit 626 werksgeforderten Wohnungen gebaut. Beachtenswert ist hierbei, daß nicht ein Hausbau schlechthin beabsichtigt ist, sondern auch auf einen ansprechenden und zweckmäßigen Wohnraum größter Wert gelegt wird. Einzelheiten über diesen neuen Siedlungsbau in Dümpten bringen wir auf den Seiten 150/151.

JAHRGANG 6 23. JULI 1955

13

AUS DEM INHALT:

Leserbriefe

+

Auf der Baustelle Dümpten
tut sich allerhand

+

Der Schutzhelm gehört zur Ausrüstung

+

HOAG-Chronik

+

35 Grad im Schatten

ECHO DER ARBEIT

Herausgeber: Hüttenwerk Oberhausen Aktiengesellschaft. Verantwortlich: Direktor Karl Strohmenger. Red.: Karl-Heinz Sauerland, Oberhausen (Rhld.), Werksgasthaus. ECHO DER ARBEIT ist eine zweimal monatlich erscheinende Zeitschrift für die Mitarbeiter der Hüttenwerk Oberhausen AG. Auflage: 17000 Expl. VVA-Druck, Oberhausen. Klischees: Vignold, Essen.

Zwei Minuten ruhten die Räder

Für zwei Minuten ruhte am Montag vergangener Woche die Arbeit. In Werkshallen und in Zechen, in Büros und an Hochöfen, auf Straßen und Plätzen wurden die Menschen aufgerufen zur Besinnung auf das Schicksal unseres zerrissenen Vaterlandes. Die Weltpolitik drang an diesem Tag, an dem die „Großen Vier“ in Genf zusammenkamen, bis weit hinein in die Sphäre des einzelnen. Die zwei Minuten der Arbeitsruhe, zu der die Werks sirenen aufriefen, sollten mahnen an die Konferenz und ihre Bedeutung für das gemeinsame Deutschland.

So schauten wir in diesen Tagen auf Genf und bangten und sehnten, daß die Staatsmänner den Frieden finden möchten, den die Welt so nötig braucht. Wir alle wissen: Es gibt keinen dauerhaften Frieden auf der Grundlage eines geteilten Deutschlands. Um so mehr hofften wir, daß das Bekenntnis deutschen Willens zur Wiedervereinigung in Frieden und Freiheit, das wir durch die Arbeitsruhe am Montag gegeben haben, im Genfer Völkerbundspalast nicht ungehört blieb.

Genau zehn Jahre liegen zwischen der Konferenz von Genf und der von Potsdam, den beiden einzigen Zusammenkünften der verantwortlichen Staatsmänner der großen Weltmächte. In Potsdam gaben die Sowjetunion, Großbritannien und die USA die feierliche Erklärung ab, daß Deutschland als wirtschaftliche und politische Einheit behandelt werden sollte. Frankreich trat später diesem Beschluß bei. Doch kaum war die Tinte auf den Dokumenten getrocknet, da war die Spaltung Deutschlands bereits traurige Wirklichkeit geworden.

Die zehn Jahre zwischen Potsdam und Genf tragen Zentnerlasten an Hoffnungen und Enttäuschungen auf dem Rücken, ja, kaum je in unserem Leben haben Hoffnungen und Enttäuschungen so schnell gewechselt wie in dieser Zeit. Bei allzu vielen Deutschen überwiegt die Enttäuschung. Sie blickten mit Skepsis nach Genf.

Und Skepsis mag wohl auch mit an jenem Tisch im Völkerbundspalast, dem Prunkgrab der Hoffnungen nach dem ersten Weltkrieg, gegessen haben, denn Skepsis gehört zu den Instrumenten in der diplomatischen Werkstatt.

Politische Nüchternheit erlaubte darum die Hoffnung nicht, es könne auch bei dieser Konferenz anders als verbissen, listig und zäh mit dem anderen gerungen werden. Nicht die Liebe hat die Vier an den Genfer See geführt, sondern der politische Vorteil ihrer Völker.

Aber sie haben miteinander gesprochen. Endlich Auge in Auge. Der Friede, auf den wir noch immer warten, nimmt allemal damit seinen Anfang. So wünschten wir, daß die Diskussion von Genf nicht, wie das bisher auf allen anderen weltpolitischen Konferenzen der letzten Jahre der Fall gewesen ist, vor den Kernfragen auswich, um danach die Mißerfolge dem Gegner als Schuld zuzuschreiben.

Nüchtern und ohne große Illusionen haben wir die Gespräche der Großen Vier betrachtet. Wir waren uns klar darüber, daß greifbare Ergebnisse wohl kaum erzielt würden. Aber sind wir nicht trotzdem enttäuscht, weil in der Frage der deutschen Wiedervereinigung nicht mehr herauskam, als daß eine Tür offen gelassen wurde zu weiteren Gesprächen. Optimistisch betrachtet ist das, gemessen an den Ergebnissen früherer Konferenzen, aber auch schon ein gewisser Erfolg. Sozusagen mit einem lachenden und einem weinenden Auge betrachten wir das Schlußkommuniqué der Konferenz: Das Positivste aber ist die Tatsache, daß Ost und West im Gespräch bleiben und der Faden dort wieder geknüpft wurde, wo ihn der Kalte Krieg nach Potsdam abreißen ließ. Viele Dinge sind in Fluß gekommen. Doch ist es schwierig zu sagen, wohin sie fließen werden.

In einer solchen Lage muß es Aufgabe der deutschen Politik und aller deutschen Parteien sein, die Welt immer wieder darauf aufmerksam zu machen, daß es keine dauernde Entspannung geben kann, wenn die Mitte Europas durch ihre künstliche Zerrissenheit weiter in Unruhe leben muß: Wir haben keine Zeit, noch weitere Jahre zu warten, bis eine günstige politische Konstellation uns die Wiedervereinigung vielleicht in den Schoß fallen läßt. Jahre des Wartens könnten eine völlige Entfremdung unseres Volkes diesseits und jenseits der Zonengrenze begünstigen. Wir müssen auf eine baldige Lösung der deutschen Frage drängen.

Wir Deutschen leben weiterhin in der Erwartung, daß Furcht und Mißtrauen nicht mehr länger die beiden Hälften unseres Volkes, das einer Sprache, einer Geschichte und eines Glaubens ist, auseinanderhalten möge. Zehn Jahre waren genug, man lasse nun der Vernunft, den geschichtlichen und natürlichen Gegebenheiten dieses Volkes endlich Raum. Friede! — das ist die Lösung, die die Menschheit von Genf erhoffte.

Wie eine Stimme aus dem Jenseits wirkt da das Testament von Albert Einstein, das in diesen Tagen der Weltöffentlichkeit zugänglich gemacht worden ist. In dem Vermächtnis des großen Physikers ist die Warnung vor der Atombombe mit unerhörter Klarheit ausgesprochen. Er läßt nicht den geringsten Zweifel daran übrig, daß ein atomarer Krieg zur Vernichtung der Menschheit führen wird. Die Verhinderung des nächsten Krieges ist daher die einzige Möglichkeit zur Weiterexistenz. Den Männern, die kürzlich in Genf zusammensaßen, sollten die Worte Albert Einsteins mehr als bloße Mahnung sein. Sie sollten es an Verständniswillen und Versöhnlichkeit nicht mangeln lassen. Nur dadurch wird eine Atmosphäre geschaffen, in der sich über den Frieden sprechen läßt.

Karl-Heinz Sauerland

Schnappschüsse



▲ Kürzlich weilten die Eltern der am 1. April 1955 eingestellten 60 Lehrlinge zu einer Besprechung und Besichtigung in der Werkschule. „Schon allerhand gelernt!“ scheinen hier die Eltern Egon Glasens (mit Brille) festzustellen. Beim Amboß: Ferdinand Schadowski, zukünftiger Walzendreher im zweiten Lehrjahr.

Bei den „Starkstrom-Elektrikern“: Frau Stappert hört interessiert zu, was ihr Sohn Josef zu berichten weiß. Heinrich Schermann (Wärmeabteilung) dagegen prüft als alter Fachmann gleich selbst die Maßhaltigkeit einer Arbeit seines Sohnes Friedhelm nach. Ganz rechts: der Lehrling Herbert Neumann.



▼ Nach der Besichtigung sprach Ausbildungsleiter Borowski zu den Müttern und Vätern über die späteren Aufstiegsmöglichkeiten ihrer Jungen. Die Eltern zeigten sich auch hierbei sehr interessiert und äußerten wiederholt ihre Zufriedenheit über den Fortschritt der beruflichen Ausbildung ihrer Söhne.



Ein Stück Oberhausener Vergangenheit unter der Spitzhacke. Doch wird wohl keiner dem Ledigenheim in der Osterfelder Straße eine Träne nachweinen. Der schmutzgraue Bau inmitten der keineswegs schönen Umgebung hat wohl noch nie als Visitenkarte des Werkes gegolten. Von den Hüttenleuten wurde er wenig liebevoll „Arbeiterkaserne“ oder auch „Bullenkloster“ genannt. Immerhin war das Ledigenheim schon mehr als 80 Jahre alt. Kurz nach Fertigstellung des Stahl- und Walzwerkes Neu-Oberhausen war es in den Jahren 1872/73 erbaut worden. Damals standen vier solcher Heime zur Verfügung. Sie wurden für die Unterbringung der auswärtigen Arbeitskräfte dringend benötigt, die besonders aus Holland, aus der Eifel, vom Hunsrück und aus dem Westerwald in großer Zahl nach Oberhausen kamen. Nur ein kleiner Teil konnte irgendwo als „Kostgänger“ unterkommen. Das Heim in der Osterfelder Straße, das jetzt abgerissen wird, hatte in seiner Blütezeit allein über 500 Betten. Freizeitgestaltung war kein Problem, denn oft genug kloppten die Ledigenheim-Insassen 24-, ja sogar 36-Stunden-Schichten. Sie wohnten und aßen im Heim, dem ein großer Wirtschafts- und Küchenbetrieb angeschlossen war. Frei war bestenfalls der Sonntag, den aber verbrachte man zumeist in einer der Gastwirtschaften, von denen es in der Umgebung ein gutes Dutzend gab. Für Kost und Logis zahlte man im Ledigenheim vor einem halben Jahrhundert bei zwei Mahlzeiten 60 Pfennig pro Tag. Nun aber hat das schmucklose Heim, das die „gute, alte Zeit“ in einem gänzlich anderen Licht erscheinen läßt, endgültig ausgedient. Wieviel bunte Schicksale mögen hier ein- und ausgegangen sein! Die letzte starke Belegung erhielt es zum Beispiel in den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg. Inzwischen hat sich glücklicherweise vieles zu einem Besseren gewandt und die letzten Bewohner des Heimes konnten größtenteils privat oder in anderen, nicht werksgebundenen Heimen untergebracht werden. Was die beiden Bilder zeigen, war vom Ledigenheim übrig geblieben, als unser Fotograf den Abbruch knipste. Oberes Bild: Der Abbruch hat begonnen. Darunter: Ein paar Tage später war das Haus fast zur Hälfte weg. Bald wird wohl auch der Rest verschwunden und damit ein neuer Platz gewonnen sein für eine dringend erforderliche Erweiterung des Betriebes.





Der lange Dürre: „Jetzt wissen wir beiden ja endlich, wie wir heißen. Aber stell dir vor, als ich da drin auf der Personalabteilung meinen Namen nannte, da haben die alle furchtbar gelacht. Piepenhein sowat haben die noch nie gehört. Da hab ich dann sogar buchstabieren müssen: P wie Peias, I wie Intrigant, E wie Esel, P wie Pessimist, E wie Egoist, N wie Nörgler, H wie Hanswurst, E wie Ekel, I wie Idiot und N wie Nassauer. — Da staun'ste, wat? — Ist auch'n komischer Name. Hochdeutsch heißt das wohl soviel wie „Pfeifenheini“. Aber daran werd' ich nicht gern erinnert, denn so hat mich beim Kommiß de Spieß schon immer genannt. Aber wat willst du machen, ich heiß nun mal so: Und schuld daran is sicherlich de Rotzkocher, den ich immer bei mir trage.“

Der kleine Dicke: „Reg' dich nur nicht auf, du Lulatsch; wat soll ich dann erst sagen, denn wenn ich meinen Namen verdolmetsche, dann bedeutet dat, Wurzelbauch' oder auch „Kartoffelbauch“. — Aber dat is mir ganz egal, so wahr ich Wottelbuck heiß! Ganz abgesehen davon, dat mein Bäuchlein recht viel Geld gekostet hat. Wer über mich oder meinen Namen lacht, dem will ich in den nächsten Ausgaben des „Echo“ beweisen, dat et gar nicht so sehr auf die Figur ankommt, sondern dat et viel wichtiger ist, dat man nicht auf'n Kopp gefallen is und dazu noch so'n bißken wat im Dääz hat!“

Der Mann, der sich hier so lässig im Sessel räkelt und seine Beine völlig „amerikanisch“ auf der Tischplatte ruhen läßt, ist Kurt Cerny, der karikaturistische Schöpfer vieler letzter Umschlagseiten unserer Werkzeitschrift und nun auch der beiden Typen, für die Karl Sczigel die Namen Piepenhein und Wottelbuck erdachte.



Piepenhein und Wottelbuck

1. PREISTRÄGER: KARL SCZIEGEL

Mittwoch mittag, halb zwölf bundesrepublikanischer Zeit, sind wir in Osterfeld, Bottroper Straße 24. Nettes Haus. Zehn Stufen. Wir klopfen an eine Tür. Eine Frauenstimme: „Herein!“ Wir stehen in einer gemütlich eingerichteten kleinen Wohnung. „Moment“, sagt Frau Sczigel, „werde meinen Mann gleich holen.“ Noch ahnt sie nichts davon, daß wir ihren Göttergatten, Gewinner unseres Preisausschreibens, persönlich in die ihm zukommende Literaturpreisträgerstimmung schaukeln wollen. — Ah, da ist er auch schon, unser Preisträger. Allerdings im Schlafanzug, zur Zeit feiert er wegen einer alten Kriegsverletzung krank. — „Im Namen der Redaktion herzlichen Glückwunsch.“ „Danke, aber weiß nicht, weswegen.“ „Für Piepenhein und Wottelbuck!“ „Ach sooo!“ Die hundert Mark, sagt er, kann er gut gebrauchen. „Aber wie

sind Sie auf die beiden Namen gekommen?“ „Wissen Sie, ich beteilige mich oft an Preisausschreiben, aber bisher hat es noch nie geklappt, weder in der Funklotterie noch im Fußballfoto. Die beiden Namen schienen mir geeignet. Was hältst du davon“, sagte ich zu meiner Frau. „Nicht schlecht“, meinte sie. Da hab ich den Vorschlag dann auf meiner Arbeitsstelle bei der Abteilung Verkehr in den Briefkasten geworfen. Und jetzt sind Sie da, um zu gratulieren.“ — Er will aber einfach nicht damit heraus, wie er eigentlich auf die beiden Namen gekommen ist. Als wir wieder auf der Straße sind, überkommt uns ein gelinder Schrecken: Hoffentlich gibt es Piepenhein und Wottelbuck nicht in natura. Man stelle sich vor, sie erschienen auf der Redaktion, um sich wegen Verunglimpfung ihrer Namen zu beschweren. — Au backe...

Osterfeld schoß den Vogel ab

Das Ergebnis unseres Preisausschreibens „Wir suchen zwei Namen“

Die Würfel sind gefallen.

Nein, das ist ein schlechtes Wort. Wenn hier etwas gefallen ist, dann höchstens der Stein von unseren Herzen. Im übrigen wurde gefällt, und zwar mit wuchtigen, sicheren Schlägen. Denn als es galt, den Lorbeer zu brechen, der die erfolgreichen Namensfinder kränzen sollte, da schlugen alle in eine Kerbe, die sich vorher unter der Last der richterlichen Verantwortung befanden.

Das hatten wir bei allem Optimismus nicht erwartet: Mehr als 800 Vorschläge wurden gemacht. Kaum, daß die Schreibmaschine noch ein Plätzchen fand zwischen den Stößen der Karten, Briefe und Zeichnungen, die sich vor uns auf dem Schreibtisch türmten. Und jeder Einsender hoffte, daß die von ihm vorgeschlagenen Namen auf unsere beiden Typen wohl am besten passen würden.

Vor etwa vier Wochen rollte das erste Steinchen, das zu einer literarischen Lawine anwachsen sollte, unter der Poststelle und Redaktion zittern sollten. „Ich selbst mach ja nicht mit, denn dann wären die Aussichten für die anderen Aspiranten zu schlecht“, schrieb uns sogar einer mit wohlwollender Geste. —

Bester Freund, sagen wir die Hälfte! Es waren tatsächlich viele hundert Einsendungen, und darunter waren nicht wenige, die wirklich gut und brauchbar waren.

Dienstag nachmittag trat die Jury zusammen. Man stelle sich vor: Die Männer des Bewertungsausschusses, schwitzend und mit aufgekrepelten Ärmeln, Karten, Papier, Bleistifte, Aschbecher, leere Zigaretenschachteln, einige Gläser Wasser. Hintergrund: Tür, Posten, Wolke. O sancta justitia: Mehr als 800 Namen mußten geprüft und die drei passendsten herausgefunden werden.

Und Justitia kniete den unparteiischen Mitgliedern des Redaktionsausschusses im Nacken und flüsterte schon ganz heiser: Prüft und wägt. Prüft und wägt... Immer kleiner wurde der Kreis, der zur Prämierung in Frage kommenden Einsendungen. Schließlich blieben nur noch drei übrig. Und dann war die Frage, wer wird der erste? Aber da vor unserer Tür der Posten den Auftrag hatte, uns erst herauszulassen, wenn die Tagesordnung erfüllt wäre, wurde auch diese Frageentschieden: Und damit gewann:

1. Karl Sczigel, Osterfeld, Bocholter Straße 24, 100,— DM für die von ihm

vorgeschlagenen Namen „Piepenhein und Wottelbuck“;

2. Wilhelm Wahl, Osterfeld, Fahnhorststraße 65, 50,— DM, er hatte „Schlotendores und Zackenhannes“ vorgeschlagen;

3. Franz Pulger, Osterfeld, Droste-Hülshoff-Straße 11, 25,— DM für „Isegrim und Duppeldick“.

Damit ist die Entscheidung gefallen, auf die Hunderte von Werksangehörigen mit Spannung gewartet haben. Immerhin fällt auf, daß alle Einsender, deren Vorschläge prämiert wurden, aus Osterfeld stammen. Man möchte danach fast annehmen, daß hier die einfallreichsten und witzigsten Oberhausener zu Hause sind. Aber auch viele andere Einsendungen waren darunter, die wir gerne prämiert hätten. Aber wie gesagt: Nur drei konnten in Frage kommen. Viele Kollegen hatten sich die Mühe gemacht und ihre Vorschläge durch hübsche Zeichnungen illustriert oder als Verseschmiede gar in Gedichtform gekleidet. Vielleicht wird es uns möglich sein, in einer der nächsten Ausgaben das eine oder andere Gedicht abzu drucken. Mancheiner wird staunen, was für dichterische Talente unter uns sind.

Besonders freut es uns, daß sich unsere Pensionäre so stark an dem Namenswettbewerb beteiligt haben. So ist dann auch der dritte Preisträger, Franz Pulger (genannt „Franz vom Friesenhügel“), ein alter Werksrentner, dem wir zu seinem Erfolg ganz besonders gratulieren. Eine jede Einsendung ließ sozusagen das Herz durchblicken, aus dem sie geschrieben wurde. Für die Preisrichter kam es dabei gar nicht darauf an, ob nun der Vorschlag in schlagender Kursivschrift wie ein Plakat den Leser ansprang oder ob er mit ziffrigen Linien verriet, wie Opa oder Oma grübeln mußte. ... Alle Vorschläge wurden grundsätzlich gleich behandelt und gewertet.

Hier und da hatten sich dann auch gewisse „Gehirntrübs“ gebildet, und die Werkzeitschrift schmeichelt sich, zur Festigung der Hausgemeinschaften beigetragen zu haben. Sogar einige Straßen, wie Am Leppkesmühlenbach oder die Königsberger Straße tauchten vielfach mit gleichlautenden oder ähnlich-klingenden Vorschlägen auf.

Zum Schluß sei aber allen Einsendern, darunter Zeichnern und Gelegenheitsdichtern, recht herzlich für die Mühe, die sie sich machten, gedankt.

BRIEFE AN DIE REDAKTION

... schon gesehen

Zwei Namen wollt Ihr also haben für die beiden ulkigen Käuze, von denen Ihr in der Ausgabe 10 der Werkszeitung ein Bild gebracht habt. Als ich die beiden sah, da erkannte ich sie sofort wieder und sagte mir: „Weiß der Teufel, von wo die Werkszeitung die Bilder her hat. Denn der Kleine war 1895/97 bei meiner Kompanie. Er stand am linken Flügel, war der „Mündungsschoner“ der 135er. Den hätten Sie mal sehen sollen, wenn „langsamer Schritt“ oder Parade-marsch geübt wurde! Oder beim Grüßen mit der rechten Hand an der Kopfbedeckung! Letzteres konnte er wohl am besten, doch kam es ihm nicht darauf an, die rechte oder linke Hand an die Kopfbedeckung zu legen, wie auf dem Bilde. Er hieß Hein Duppeldi. Die Stubenkollegen hatten aber bald ein „ck“ hinter seinen Namen gesetzt, und so hieß er von Stunde an „Duppeldick“, weit über die Kompaniegrenzen hinaus.

Und nun der Lange: Auch ihn habe ich schon gesehen. Es war in Damm an der Lippe gelegentlich eines Zelt-lagers, das ich vom Oberhausener Turnkreis aufgezogen hatte. Der Bauer des Platzes, wo unser Lager stand, wohnte einige hundert Meter vom Lager entfernt und „Ido Isegrimm“, so hieß der Kerl, war bei dem Bauern als Knecht. Ich fragte den Bauer, was das für ein komischer Kauz sei, und er sagte mir, das sei einer von seiner Verwandtschaft, den er aus Gefälligkeit aufgenommen habe. Er könne ihn gebrauchen, aber hauptsächlich dann, wenn es zum Essen ging. Die anderen Knechte meinten immer, er habe an jeder Seite drei Rippen mehr als andere Menschen, darum füttere er auch immer für drei. Wenn der zu Adams Zeit dagewesen wäre, dana hätte er

gleich sechs Evas geschaffen und dann hätten Sie das Leben um den Apfelbaum sehen sollen! — Ich erzählte das meinen Jungen im Lager. Und da Rippensechs oder Isegrimm auch oftmals zu uns ins Lager kam, wobei seine Mutzpfeife stets am Qualmen war, hatte er im Handumdrehen allerhand Namen wie Rippenlang, Rippensechs oder Isegrimm (wegen seiner grimmigen Blicke).

Ich hätte Ihnen gerne noch mehr Namen genannt, aber weitere Pflichten rufen. Und wenn man so in den „jungen“ Jahren steht wie ich, hat man noch genug zu tun.

Ihr
Franz vom Friesenhügel
(Franz Pulger, Osterfeld)

40-Stunden-Woche

Es tut mir ausgesprochen leid, wenn ich immer wieder von der Geschäftsleitung der Verkaufsanstalten hören muß, daß einige Frauen von Belegschaftsmitgliedern sich einfach nicht mit der Tatsache abfinden können, daß die Ladengeschäfte der Verkaufsanstalten jeweils montags vormittags geschlossen sind. Da wird von verschiedenen Hausfrauen gemeckert und geschimpft und sogar mit einem Boykott gegen die Verkaufsanstalten gedroht.

Gerne würde ich einmal erfahren, was wohl die Männer dieser Frauen sagen, wenn sie ihre „besseren Hälften“ in solcher Weise reden hören. Schließlich zahlen die Männer treu und brav ihre Gewerkschaftsbeiträge, um damit gewissermaßen für die Einführung der von uns allen herbeigewünschten 40-Stunden-Woche zu kämpfen, während andererseits ihre Frauen dabei sind, alles wieder über den Haufen zu werfen. Denn was im Augenblick bei den Verkaufsanstalten geschieht, ist nichts anderes als ein Auftakt zur 40-Stunden-Woche.



Dafür, daß endlich einer den Mut gefunden hat, den Forderungen nach Arbeitszeitverkürzung gerecht zu werden — und dafür sogar noch geldliche Einbußen in Kauf nimmt — wird er nun auch noch boykottiert. Vielmehr sollten wir der Geschäftsleitung der Verkaufsanstalten dankbar für ihre Tat sein, mit der sie sich zum Vorkämpfer des sozialen Fortschritts macht. Wir alle werden eines Tages davon profitieren. Aber wir müssen auch bereit sein, jetzt, wo ein Anfang gemacht wird, kleine Unbequemlichkeiten hinzunehmen. Das sollten wir unseren Frauen einmal vor Augen halten. Vielleicht werden sie dann mehr Verständnis haben für die Ladenzeitregelung der Verkaufsanstalten.

Im übrigen haben die verantwortlichen Leute bei den Verkaufsanstalten genau gewußt, warum sie ausgerechnet montags morgens ihre Läden geschlossen halten. Denn nach systematischen Feststellungen sind sie zu dem Ergebnis gekommen, daß gerade montags vormittags am wenigsten eingekauft wird. Man hat sich also auch hierbei bemüht, den Wünschen und Gewohnheiten der Kundschaft weitgehendst Rechnung zu tragen.

Und wer wollte den Verkäuferinnen diesen freien Vormittag nicht gönnen? Tagaus und tagen stehen sie doch lang genug hinter der Theke. Und

wenn von ihrer Geschäftsleitung jetzt die 40-Stunden-Woche eingeführt wurde, so geschah das doch wohl mit dem Endziel, daß wir in absehbarer Zeit alle Anteil daran haben.

Willy Voßkühler
Betriebsratsvorsitzender

Und was wird für uns getan?

In Ihrer Ausgabe 12 bringen Sie die zehn Gebote der Polizei für Radfahrer. Im fünften Gebot heißt es: „Benutzen Sie die vorhandenen Radwege!“ Das ist schön und gut, aber warum wird dann auf den Ausbau und die Erhaltung der Radwege noch immer so wenig Wert gelegt? Es sei hier nur ein Beispiel angeführt: die Brücke der Mülheimer Straße. Hier wurde an dem Radweg, der eng zwischen Fußgängerweg und Straßenbahn läuft, wohl schon seit Jahren nichts mehr getan. Die Folge ist, daß dieser Radweg nun schon mehrere stark ausgefahrene Stellen besitzt und die Steine teilweise immer stärker hervortreten. Außerdem erlauben sich an dieser Gefahrenstelle nach wie vor die Verkehrsrowdys unter den Radfahrern zu überholen und paarweise zu fahren. Was nützen da Rückstrahler, zehn Gebote und sonstige Anordnungen, wenn die wichtigste Voraussetzung fehlt: das Vorhandensein ordentlicher Fahrradwege?

Werner Högner
Blechwalzwerk

Ehrlich währt am längsten!

35,— DM waren in der Geldtasche, die der Arbeitskollege Günther Koch von der Gasreinigung Anfang Juli auf dem Bahngelände der Eisenhütte I fand. Kein großer Betrag zwar, aber immerhin rund zwei Schichtlöhne. Verloren hatte sie ein Maurer, der begreiflicherweise sehr erfreut war, als er Tasche und Geld von Günther Koch zurückerhielt.

Vom Schlafen

VON THADDAUS TROLL

Nicht gähnen, wir wollen jetzt über das Schlafen plaudern!

Das Schlafen findet zumeist in der horizontalen Ruhestellung statt. Es gibt aber Menschen, die in vertikaler Haltung, also im Stehen und Gehen, schlafen können. Andere wieder können im Schlafen gehen. Ein solches Gehen nennt man um seiner betonten Feierlichkeit willen „Wandeln“. Das Parkett nächtlicher Wander ist die Dachrinne, ihr Marschziel der Mond. Fragt man sie nach dem Weg, so stürzen sie ab.



Der Schlaf findet in normalen Zeiten im Bett, bei Festreden, Wagneroper und Symphoniekonzerten auf Stühlen statt. Es gibt verschiedene Arten von Schlafbekleidungen. Die landläufigste ist das Nachthemd. Während Menschen weib-

lichen Geschlechts darin sehr reizvoll aussehen können, wird ein im Nachthemd auftretender Mann an Komik nur noch von einem solchen in langen Unterhosen übertroffen.

Nach Meinungen von Gelehrten, Sprichwörtern und alten Tanten ist der Schlaf vor Mitternacht der beste. Aber Wein, Weib und Gesang vor Mitternacht sind auch nicht schlecht. Sie sind die stärksten Konkurrenten des Schlafes vor dieser Zeit.

Das Schlafen zerfällt in drei Teile: Das Einschlafen, den eigentlichen Schlaf und das Aufwachen. Letzteres ist der schwierigste Teil des Schlafens. Um es notorischen Langschläfern tröstlicher zu machen, erfand die Menschheit eine barmherzige Lüge: „Morgenstund hat Gold im Mund.“

Eine Erfindung des Satans ist der Wecker. Es gibt solche, deren liebenswürdiges Geklingel an das Geflüster einer Achtzehnjährigen erinnert. Leider ist der Mensch in der ersten Frühe nicht geneigt, irgendwelchem Liebesgeflüster sein Ohr zu leihen. So werden solche zartsinnigen Wecker wenig beachtet. Man legt sich auf die andere Seite und schläft weiter. Andere Wecker gellen laut und schrill wie die Stimme eines bösen, keifenden Weibes. Sie sind nicht zu überhören und erzeugen einen Lärm, als ob eine Blaskapelle Märsche spielt.

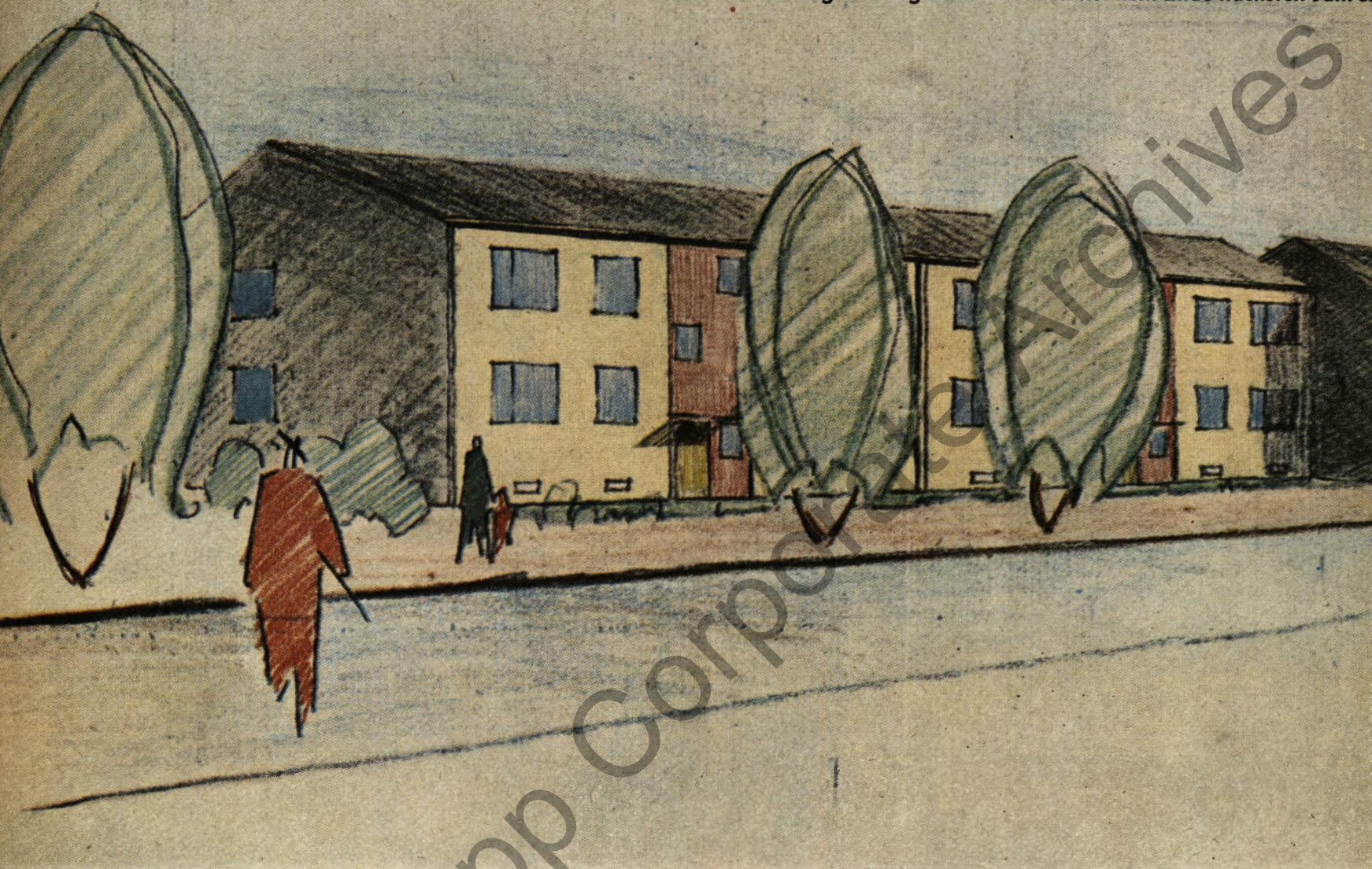
Im Schlaf finden kostenlose Filmvorführungen statt. Man nennt sie Träume. Diese Vorführungen haben den Vorzug, daß der Zuschauer selbst mitspielen darf. Wie jeder Schauspieler hat er dabei allen



Grund, sich über seine schlechte Rolle zu beklagen. Denn man versäumt im Traum entweder den Zug, verliert die Hose, stürzt in Abgründe oder versucht in Gesellschaft Skandal. Alles in allem ist der Schlaf ein angenehmer Zustand, weil man nichts dabei zu tun braucht. Demnach: Gute Nacht! Bitte tief gähnen!

Auf der Baustelle Dümpten tut sich

Begünstigt durch das sommerliche Wetter schreiten die Bauarbeiten Dümpten munter vorwärts. Diese Siedlung schlägt aufs neue eine tief insgesamt 626 Werksangehörige und ihre Familien werden hier nicht nur allem zweckmäßig und angenehm wohnen können. Ende nächsten Jahres



„Wichtig für Wohnungsuchende!“ schrieben wir in der letzten Ausgabe der Werkzeitung und machten noch einmal aufmerksam auf die im Bau befindliche Siedlung in Mülheim-Dümpten. Heute wollen wir den Interessierten Belegschaftsmitgliedern entsprechend unserer Ankündigung den Grundriß der Wohnungen sowie eine Ansichtsskizze der Häuser (obere Zeichnung) zur Kenntnis bringen. Wie schon verschiedentlich erwähnt,

werden in Dümpten auf dem Gelände zwischen Mellinghofer Straße / Auf dem Bruch einerseits sowie Heiermannstraße/Schildberg/Denkhauser Höfe andererseits bis Ende nächsten Jahres 626 werksgeförderte Wohnungen entstehen. Und zwar 354 Zweieinhalbraum-Wohnungen und 272 Dreieinhalbraum-Wohnungen. Noch einmal sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, daß alle Werksangehörigen, die an diesen

Wohnungen interessiert sind, sich bei der Wohnungsverwaltung in Listen einschreiben lassen können. Die Sprechstunden der Wohnungsverwaltung sind jeweils dienstags von 8.00 bis 17.00 Uhr. Der Klarheit halber muß noch hinzugefügt werden, daß es sich um keine Neueintragen von Wohnungsuchenden handelt, und daher nur solche Belegschaftsmitglieder in die Liste für Dümpten aufgenommen werden, die bis-

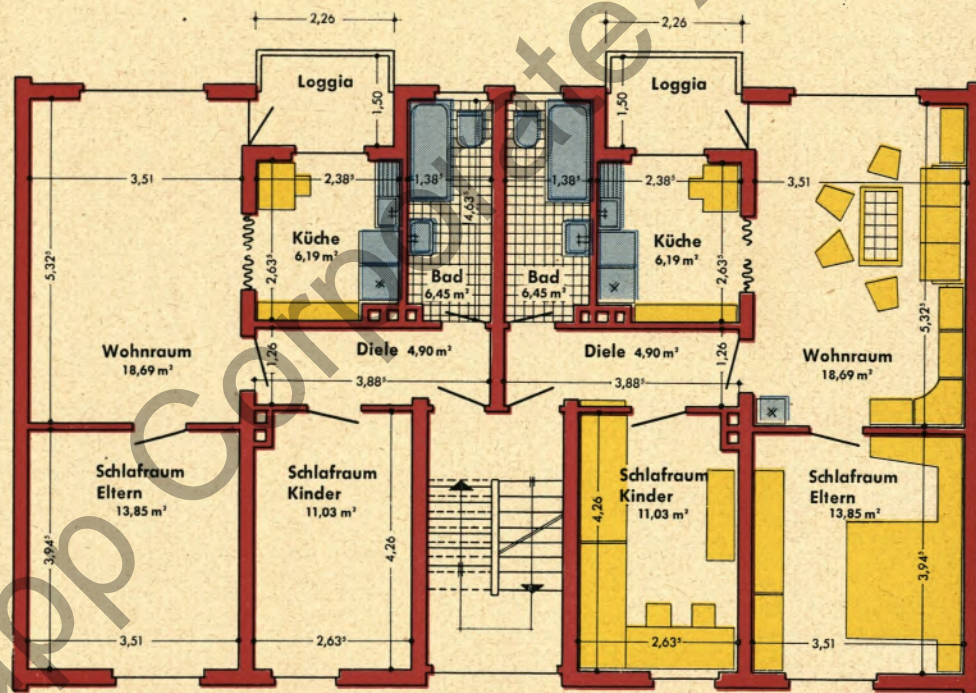


allerhand

der neuen Siedlung in Mülheim-Resche in die Wohnungsnot. Denn kein Obdach erhalten, sondern vor vollendeten Häusern die Häuser bezugsfertig sein.



▲ Hier geht keine Zeit verloren! Während im Vordergrund die Mauern eines Hauses bereits bis zur halben Fensterhöhe hochgezogen sind, werden im Hintergrunde weitere Baustellen ausgeschachtet, so daß auch dort Kelle und Hammer bald in Aktion treten. In der Ferne: der Gasometer und Schornsteine des Hüttenwerks.



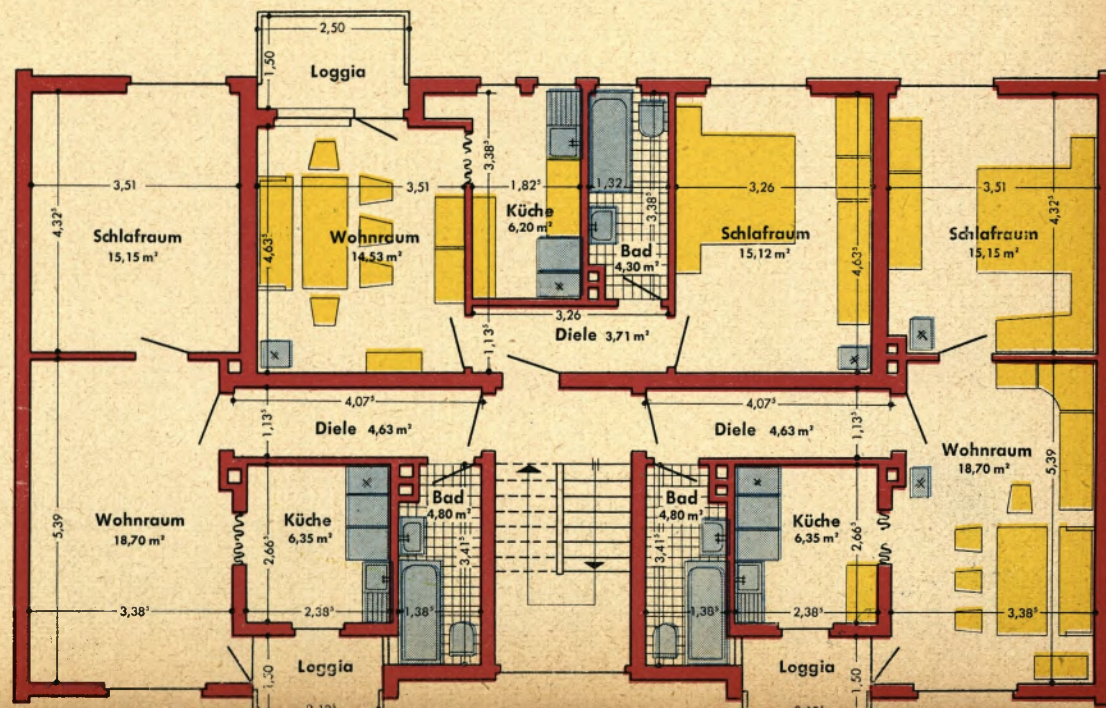
▲ Diese beiden Grundrisse sollen nicht nur die Größenverhältnisse und Lage der einzelnen Räume veranschaulichen, sondern auch einen guten Rat geben, wie diese zweckmäßig und doch behaglich eingerichtet werden können. Bei der Dreieinhalbraum-Wohnung (56,21 Quadratmeter) ist ein Raum als Kinderzimmer gedacht.

▼ Wie beim oberen Dreieinhalbraum- ist auch beim Zweieinhalbraumtyp (43,86 bzw. 49,63 Quadratmeter) besonderer Wert auf das Wohnzimmer gelegt. Aber auch die Küche wird mit 6,35 Quadratmetern vielen Hausfrauen gewiß mehr Freude bereiten, als es bei in Neubauten oft vorkommenden „Kochnischen“ der Fall ist.

her schon als Wohnungsuchende geführt wurden. Bei dem augenblicklichen günstigen Bauwetter herrscht auf der Baustelle ein emsiges und reges Leben. Die Bauarbeiten schreiten zügig fort; von Tag zu Tag wachsen die Häuser ein Stückchen weiter aus der Erde. Unser Titelbild sowie die Fotos auf diesen Seiten lassen das erkennen, aber auch die günstige Lage der Siedlung, in der unsere Hüttenwerker sozusagen in „ländlicher“ Luft und trotzdem nicht zu weit von der Arbeitsstätte wohnen werden.

Die nebenstehend gezeigten Grundrisse des Dreieinhalbraum-Typs (oben) und des Zweieinhalbraum-Typs (unten) sollen dem einzelnen Anregungen vermitteln zur praktischen Ausnutzung der Wohnräume. Jeder kann sich danach schon ungefähre Vorstellungen machen, wie er seine Möbel am zweckmäßigsten stellt. Kommt es doch auch hier wieder darauf an, mit den vorhandenen Mitteln und Möglichkeiten die Neubauwohnungen geschmackvoll und wohnlich einzurichten.

▲ Vor knapp drei Monaten war hier noch ein Feld. Nur ein paar Baubuden und Bagger sowie ein Berg aufgestapelter Mauersteine verrieten, daß das Gelände bebaut werden sollte. Aber schon bald darauf standen die Grundmauern der ersten Häuser der neuen Siedlung und wuchsen, obwohl es noch tagelang regnete, zusehends höher. Der neuzeitliche Baukran, der durch seinen großen Aktionsradius gleich mehrere Baustellen zugleich mit Material versorgen kann, war hierbei ein guter Helfer. So waren, als unser Fotograf die Baustelle besuchte, in verschiedenen Häusern bereits die Erdgeschosse fertiggemauert.





Der Schutzhelm gehört zur Ausrüstung

STURZHELMPFLICHT NICHT NUR BEIM HÜTTENWERK OBERHAUSEN

Er setzt sich durch. Gott sei Dank! Vor zwei Jahren konnte es einem noch passieren, daß man durch ein Dorf am Samstagabend nicht durchfahren konnte, ohne daß die halbstarken, vor Kneipen und unter Dorfkinden zusammengewürfelte Dorfjugend männlichen und weiblichen Geschlechts in schallendes Gelächter ausbrach, nur — weil man einen Schutzhelm auf dem Kopf und vielleicht „nur“ eine 125er unter dem „Gegenteil“ hatte. Inzwischen hat es sich aber doch allmählich herumgesprochen, daß so ein „Hut“ nichts mit Angabe zu tun hat, sondern allenfalls und — schlimmstenfalls ein nicht zu unterschätzender Schutz für seinen Träger ist. Denn — es ist eine bittere Wahrheit, an der wir nicht vorbeigehen dürfen: Der Deutsche Chirurgenkongreß, der neulich in München tagte, hat mitgeteilt, daß 80 Prozent aller Verletzungen nach Motorradunfällen am Schädel zu verzeichnen waren. Und deshalb erhoben die deutschen Chirurgen sehr nachdrücklich die Forderung, jeder Motorrad- und Motorrollerfahrer solle einen Schutzhelm tragen. Das haben die Medizinmänner beileibe nicht etwa gesagt, um der Schutzhelmindustrie einen Gefallen zu tun, das haben sie auch nicht gesagt, um sich ihre gewiß nicht leichte Arbeit im Operationssaal ein wenig zu erleichtern, sondern einzig im Interesse der Gesundheit und der Sicherheit des einzelnen Motorrad- und -rollerfahrers. Auch die Anordnung der HOAG-Werksleitung, wonach nur noch schutzhelmttragende Belegschaftsmitglieder ihre Motorräder und -roller in den zum Werk gehörenden Unterstellhallen abstellen dürfen, entspringt in diesem Sinne allein der Sorge um die Gesunderhaltung der Werksangehörigen. Inzwischen haben verschiedene andere große Werke das „Beispiel Oberhausen“ aufgegriffen und ebenfalls ihren motorrad- oder -rollerfahrenden Belegschaftsmitgliedern das Tragen von Schutzhelmen zur Pflicht gemacht. — Wie gesagt — inzwischen hat sich das alles schon sehr gebessert. Wenn man heute draußen einen Überlandfahrer auf seiner Maschine sieht, dann hat er bestimmt einen Schutzhelm auf, und die Dorfknaben haben sich das Grinsen längst abgewöhnt, weil sie aus dem Grinsen nicht mehr herauskämen. Der Schutzhelm gehört zur Fahrerbekleidung wie die Lederweste, Handschuhe und Schutzbrille. Und es ist schon nichts Außergewöhnliches mehr, wenn man heute mitten in der Großstadt schutzhelmbewehrte Mitmenschen sieht, die „nur“ ins Büro fahren oder in die Fabrik, und die trotzdem — oder vielleicht gerade deshalb — ihren „Hut“ tragen, weil so eine Seitenwand von einer Straßenbahn oder die Rückwand von einem plötzlich bremsenden Lieferwagen immer härter ist, als die eigene Intelligenzkapsel. Der kluge Mann baut vor. In diesem Fall setzt er sich halt etwas auf. Natürlich hat es keinen Zweck, den Schutzhelm aufzustülpen und sich nunmehr für unverletzlich zu halten. Bei 100 Sachen gegen einen Straßenbaum nützt auch der beste Helm nimmer viel. Aber die Motorradfahrer, die sich aus irgendwelchen Gründen „hinlegten“ und — weil Schutzhelm tragend — mit einem blauen Auge davorkamen, pflegen gemeinhin zu erklären: „Jaaaa, wenn wir den Helm nicht gehabt hätten, dann...“ Es gibt jetzt schon genügend Fabrikate in allen Preislagen, für jeden erschwinglich, hergestellt nach britischen Normen (in England ist Schutzhelm auf dem Motorrad Pflicht!) und geprüft durch die Staatliche Materialprüfanstalt Stuttgart.

Wir haben uns aus der Vielzahl der angebotenen Fabrikate einen Helm herausgegriffen und von der Staatlichen Materialprüfanstalt prüfen lassen, wobei sich die Prüfung auf folgende Punkte erstreckte:

1. Ermittlung der Helmabmessungen und des Helmgewichtes,
2. Fallversuche zur Ermittlung der Stoßfestigkeit,
3. Belastungsversuche mit der Helmhülle,
4. Belastungsversuch zur Prüfung der Inneneinrichtung,
5. Zugversuch mit dem Kinnband.

Bei dieser Prüfung legte man die britische Vorschrift für Motorradfahrer-Schutzhelme (BS 2001:1953) zugrunde.

Zu 1: Ermittlung der Helmabmessungen und des Helmgewichtes

	festgestellte Werte	Anforderung nach Vorschrift
Höhe der Helmhülle bis zum Scheitel	131 mm	mindest. 115 mm
Abstand vom Scheitel des Kopfes zum Scheitel der Helmhülle	30 mm	mindest. 16 mm
Gewicht des Helmes mit Überzug und Zierwulst . .	557 g	nicht mehr als 570 g

Zu 2: Fallversuche zur Ermittlung der Stoßfestigkeit

Hierbei wird ein fertiger Helm auf einen der Kopfform angepaßten Hartholzblock gesetzt, welcher auf einer festen Betonunterlage ruht. Anschließend wird eine Stahlkugel von 1,81 kg Gewicht aus einer Höhe von 1,22 m auf den Scheitel des Helmes fallen gelassen. Die Prüfung erfolgt bei einer Raumtemperatur von rund 20°C und einer Temperatur des Helmes von 50°C nach siebenstündiger Besprühung mit Leitungswasser. Nach der Vorschrift darf beim Aufschlagen der Stahlkugel die Helmhülle den Hartholzblock auch örtlich nicht berühren, außerdem darf kein Bruch der Polsterung eintreten. Bei unseren Versuchen wurde sogar die zusätzliche Schaumpolsterung entfernt, dennoch ergaben die Versuche, daß die Helmhülle beim Aufschlag der Stahlkugel den Stützblock nicht berührte. Eine sorgfältige Inspektion der Inneneinrichtung ergab keinerlei Beschädigung.

Zu 3: Belastungsversuch mit der Helmhülle

Die Belastung erfolgt in Längsrichtung und Querrichtung. Die rohe Helmhülle wurde zwischen die parallelen Druckplatten des Prüfinstrumentes gelegt. Nach Aufgabe einer Vorlast von 1 kg wurde die gesamte Zusammendrückung bei einer Belastung von 13,6 kg festgestellt.

Belastungsrichtung	gemessene Zusammendrückung	geforderte Zusammendrückung
längs	19 mm	höchstens 19 mm
quer	12 mm	32 mm

Zu 4: Belastungsversuch zur Prüfung der Inneneinrichtung

Die Prüfung wird an einem fertig montierten Helm durchgeführt. Hierbei wird der aufrecht stehende Helmkörper an den Seiten auf zwei Platten abgestützt und an den geschlossenen Kinnriemen wird eine Last von 36,3 kg angehängt. Die Wirkungszeit der Belastung dauert zwei Minuten. Bei der Besichtigung der Helminneneinrichtung nach dem Versuch sind keine Schäden festgestellt worden.

Zu 5: Zugversuch mit dem gelochten Kinnband und Gesamtbeurteilung

Als Mindestbruchlast werden 31,8 kg gefordert. Das bei dem geprüften Helm verwandte Büffelleder liegt weit über dieser Zahl. Der Sturzhelm, der vor allem gegen Lochbrüche schützen soll, wurde auf Anraten der Chirurgen zusätzlich mit einer dicken Schaumgummieinlage ausgestattet, die damit einen erhöhten Schutz bietet. Darüber hinaus wurde der Helmrand auf ärztliche Empfehlung gepolstert (Innenwulst), um die gefürchtete Erscheinung des „Contre-Coups“ — das ist die Verletzung und Zerstörung des Gehirns beim Fall oder Stoß durch die Bildung eines luftleeren Raums im Hinterkopf — weitgehend zu vermindern. Die Innenbandage des Helmes ist außerdem noch mit Kreuzbändern ausgestattet. Die aus Büffelleder angefertigten Riemen wiesen eine bisher nicht gekannte Festigkeit und Haltbarkeit auf. Nach eingehenden Erprobungen durch Testfahrer kann festgestellt werden, daß die sehr unangenehmen Geräusch-

störungen durch lose Teile usw., die oftmals die Motorgeräusche übertönen, selbst bei Geschwindigkeiten bis zu 120 km/h, nicht aufgetreten sind. Als letzte Besonderheit ist an dem von uns getesteten Helm ein Zierwulst angebracht, der nicht nur „ziert“, sondern bei einem Sturz zusätzlich polstert. Soweit die Ergebnisse der Staatlichen Materialprüfanstalt Stuttgart. Man sieht — die Leute gehen mit so einem Schutzhelm nicht gerade um, als sei er ein rohes Ei. Und die Belastungen, denen sie den Helm aussetzen, entsprechen den Anforderungen, die an ihn gestellt werden müssen, wenn der Helm wirklich die Bezeichnung „Schutz“ helm tragen soll. Man kann es zwar auch anders machen und so einen zur Prüfung vorgelegten Hut beim Kinnriemen nehmen und mit Wucht auf die Schreibtischkante knallen, aber die erstere Methode hat den Vorteil für sich, daß sie gründlicher und umfassender ist.

LESERMEINUNGEN

Gehirnerschütterungen etc.

Hier ein Auszug aus dem Brief eines Medizinstudenten, der während der Semesterferien des öfteren als Werkstudent im Werk arbeitete und z. Z. als Famulus in der Freiburger Universitätsklinik tätig ist.

„... und was Dich für die Sturzhelmaktion interessieren wird: Jedes Wochenende 20 bis 30 Gehirnerschütterungen etc. nach Motorradstürzen (in einer einzigen Klinik). Heute: Partnerin auf Sozius schwere Gehirnerschütterung, Fahrer mit Sturzhelm nur Hautabschürfungen. Gibt es immer noch Hüttenleute, die draußen parken?“

Dieser Brief ist nicht nur ein neuerlicher Beweis, in welchem Maße ein entsprechender Kopfschutz beim Motorradfahren notwendig ist, sondern zeigt außerdem, daß die Sturzhelmaktion des Hüttenwerks Oberhausen sogar weit über die Grenzen Nordrhein-Westfalens beachtet wird. Nicht ohne ein verwundertes Kopfschütteln über jene Motorradfahrer, die ihr Motorrad lieber dem Wetter aussetzen (und ihren Kopf der Gefahr), statt sich einen Sturzhelm zu kaufen!

Auch Angestellte tragen Sturzhelme

Der Kollege Konrad Bracun, Walzendreherei NO, hatte in Nr. 10 des „Echo der Arbeit“ gefordert, daß auch Motorrollerfahrer, die seiner Meinung nach in der Hauptsache Angestellte sind, ebenso wie die Motorradfahrer Sturzhelme tragen müßten. Seine Forderung gipfelt in der Frage, ob etwa die Angestellten zu würdig sind, Sturzhelme zu tragen!

Der Kollege Bracun mag sich persönlich davon überzeugen, daß es Angestellte gibt, die es durchaus mit ihrer Würde vereinbaren können, mit einem Sturzhelm auf dem Kopf zur Hauptverwaltung zu kommen und daß es eine ganze Anzahl von Arbeiterkollegen gibt, die lieber ihr Motorrad außerhalb der Hallen abstellen, als sich einen Sturzhelm zuzulegen (etwa auch aus Würde?).

Auf der anderen Seite ist es mir bisher nicht gelungen, einen Motorrollerfahrer mit Sturzhelm zu entdecken. Dabei kann nicht bestritten werden, daß es auch sehr viele Arbeiter gibt, die einen Roller fahren.

A propos Würde, Kollege Bracun! Haben Sie schon einmal den Besitzer einer 500er- bzw. 600er-Maschine mit 100 bis 120 Sachen, den Sturzhelm tief ins Gesicht gezogen, einherrschen sehen? Schauen Sie sich dabei die Haltung und das Gesicht dieses Pseudo-Rennfahrers an — ganz Würde!

Willi Robben, Betriebsabrechnung



Unser Bild ist die Wiedergabe der Straßenkarte von Oberhausen. Die Kreuze markieren jene Stellen, an denen Menschenleben im Verlauf der letzten achtzehn Monate zu Opfern des Verkehrs wurden. Waren es im Verlauf des Jahres 1954 insgesamt 34 tödliche Unfälle, so sind es in den ersten sechs Monaten dieses Jahres bereits 25 Menschen, die auf den Straßen Oberhausens von dem Moloch Verkehr dahingerafft wurden. Die Straßenkarten anderer Großstädte nehmen sich nicht anders aus. Auch sie sind übersät mit Kreuzen.

Die Statistik der Unglücksfälle im Straßenverkehr ist eine stehende Rubrik in den Zeitungen geworden. Mahnungen, Strafen, Warnungen, Verkehrserziehungswochen, der Bau neuer, breiterer Straßen mögen viel dazu beitragen, daß sie nicht weiter in einer schwindelerregenden Kurve ansteigt. Aber alle Aktionen, so notwendig, so förderungswürdig sie auch sind, werden die Rechnung nicht völlig ausgleichen können, die uns das moderne Leben ausstellt: Es brachte uns die Bequemlichkeit der Technik, ihre Rasanz und ihre Freuden. Doch damit stieg auch der Preis, den wir dafür zu zahlen haben. Auch in den Planquadraten ist er eingezeichnet.



Man möchte beinahe auch schon so alt sein wie die vier Werkspensionäre, die hier im Garten des Werksgasthauses beisammensitzen. Nicht etwa, um nicht mehr arbeiten zu müssen, sondern um alte Erinnerungen austauschen zu können wie sie. Von links nach rechts: Dem einstigen Maurergruppenführer Hermann Müller, Pensionär seit 1950, scheint eben ein lustiges Geschichtchen aus seiner 46 Jahre langen Dienstzeit beim Hüttenwerk eingefallen zu sein, während Johann Büssemeier und Peter Kolf sich wohl wundern, wieviel sich seit ihrer Pensionierung in den Betrieben geändert hat. Büssemeier war 55 Jahre Werksangehöriger, zuletzt viele Jahre als Bote, und ist seit 1951 im Ruhestand, Kolf war 29 Jahre im Thomaswerk als Transportarbeiter und ist seit drei Jahren pensioniert. Aber auch der einstige Schlosser Wilhelm Schüring läßt sich, trotz der Zigarre, einen Blick in die Werkszeitschrift nicht entgehen. Er ist nach einer 35jährigen Betriebszugehörigkeit nun schon seit 1943 Werkspensionär.

schaften unserer Zeit und vergißt, daß der Grundstein zu ihnen von den Alten gelegt wurde. Man hält sich „fortschrittlich“ und übersteht, daß in dem Tempo dieses Fortschritts unser seelisches Leben mehr und mehr schrumpft. Man hat sich fast daran gewöhnt, die Gemütsiefe der Alten zu belächeln, und merkt nicht, daß man selbst zusehends das Empfinden für die sittlichen Werte verliert, der wichtigsten Grundlage des menschlichen Gemeinschaftslebens.

Die Alten sind kein „altes Eisen“

IHRE ERFAHRUNG KANN UNS VIELES LEHREN

Vor ein paar Jahren kam in die Zurichterei des Grobblechwalzwerkes Tag für Tag ein Mann, der wohl schon seine 70 Lenze hinter sich hatte und bereits vor längerer Zeit in den Ruhestand versetzt worden war. Er kam stets zur Frühstückspause, um mit uns ein wenig plaudern zu können. Denn der „Alte“, wie wir ihn nannten, fühlte sich noch immer eins mit dem Betrieb und mit den Arbeitskollegen, selbst wenn diese erst neu hinzugekommen waren. War dann die Pause um, so ging er wieder langsam durch die Halle zurück, da und dort ein wenig stehen bleibend und der Arbeit interessiert zusehend, als sei er nur zu einer Betriebsbesichtigung gekommen.

Bei einem solchen Besuch des alten Mannes machte einer der jüngeren Kollegen die Bemerkung: „Dreißig Jahre hier zu malochen und sich dann vom Betrieb nicht trennen zu können — wie soll man das verstehen?“

Er sagte es so nebenbei, jedoch mit dem jugendlichen Vorwitz, dem wir heute so oft begegnen, und wir antworteten nicht darauf. Jeder von uns Älteren hing seinen Gedanken nach — Gedanken, die zwischen Alt und Neu abzuwägen versuchten, denn es war, als hätten die Worte des jungen Kollegen plötzlich das ausgesprochen, was wir schon immer fühlten: Die revolutionierende Umformung der Lebensanschauung und der überlieferten Werte.

War es nun wirklich nur eine Schrulle, die den alten Kollegen immer wieder in den Betrieb zurückkommen und nachsehen ließ? Es war ein Erlebnis, ihn über all das, was hier im Betrieb einmal war, erzählen zu hören. Denn er tat es nie mit Wichtigtuerei, nie sagte er zum Beispiel: „Was wißt denn ihr Jungen, wie es damals bei uns zugegangen ist!“ O nein, Überheblichkeit kannte er nicht; wenn er sprach,

geschah es stets mit schlichten Worten und mit der Freude dessen, der gerne in die Vergangenheit zurückblickt.

Aber es stak so manche verborgene Weisheit hinter seinen Worten: die Weisheit des Alters, das nicht das Tempo des Wettbewerbs kennt, des Menschen also, der nicht mehr inmitten der Dinge, sondern über ihnen steht und sie von dieser Schau aus beurteilt, wenn auch beeinflußt von den Erfahrungen und Erkenntnissen seines eigenen mehr als 70 Jahre langen Lebens.

Und so ist es ja immer, wenn wir uns mit alten Leuten unterhalten, selbst wenn ihre alten oder, wie so gerne gesagt wird, „veralteten“ Anschauungen nicht mehr so recht in die neue Zeit passen wollen. Denn gerade in der Beharrung an dem Althergebrachten liegt wohl das Geheimnis, warum diese Menschen wie ein ruhender Pol inmitten der Hast und der Betriebsamkeit erscheinen, die gerade dem Großstädter zu einer epidemischen Krankheit geworden sind. Es wäre jedoch grundfalsch, wollte man nun annehmen, daß sich in dieser Geruhigkeit etwas festgefahren hat. Denn unsere Alten können oft noch sehr jung werden! Besonders dann, wenn man sie aus ihrem Leben erzählen läßt. Dann erhält auch das im Getriebe des Alltags scheinbar Unbedeutende einen eigenartigen Reiz. Die Kindheit, die Jugend, die Reife des Menschen — kurz, all die Stationen, die wir „modernen“ Menschen in guten und bösen Tagen im Kampf um die Existenz durchjagen, taub geworden gegenüber der Stimme unseres Herzens, treten dann neu vor uns, als hätten wir solches nie gesehen. Wenn alte Leute erzählen ist es immer wie das mystische Geläute versunkener Glocken, deren Sagen und Märchen wohl

von einer alltagsfernen Fantasie verbrämt sind, in denen jedoch ein Sinn verborgen liegt, dem nachzuspüren sich lohnt.

Und welch eine kostbare Eigenschaft ist die Anhänglichkeit der alten Leute! Besonders die Anhänglichkeit zur Stätte, an der sie — mitunter mehr als ein halbes Leben lang — Tag für Tag geschafft haben und auf der sie das erworben haben, was nun ihrem letzten Lebensabschnitt die Geruhigkeit verleiht. Wir sehen diese Anhänglichkeit, oder besser gesagt, diese Treue zum Werk allein schon an dem Interesse, das unsere Werkspensionäre der Werkzeitung entgegenbringen. Denn da wird beim Lesen kaum ein Buchstabe ausgelassen, kein Bild übersehen und selbst nach Wochen alles noch einmal eingehend betrachtet. Ja, man hat uns von alten Ruheständlern, ehemaligen Werksangehörigen, erzählt, daß sie sonst die Güte selbst seien, jedoch sehr mürrisch werden können, wenn die Werkzeitung daheim einmal verloren geht.

Diese tiefe Zuneigung zum Werk ist es denn auch, weshalb wir unseren Pensionären die Werkzeitung bis zu ihrem Lebensende zuschicken. Denn damit soll ihnen nicht zuletzt auch die Verbundenheit des Werkes mit ihnen bezeugt werden.

Wenn jener junge Kollege die Betriebsstimmung der Alten für so unverständlich hielt, so mag das, könnte man annehmen, im Vorwitz unerfahrener Jugendlichkeit ausgesprochen worden sein. Trotzdem sieht man sich jedoch auch zu der Frage veranlaßt, ob heute nicht der seit Urzeiten bei allen Kulturvölkern respektierte Abstand zwischen Jugend und Alter zunehmend schwindet. Nicht nur unter Arbeitskollegen, sondern auch draußen, außerhalb der Arbeitsstätte. Man wiegt sich heute in Selbstgefälligkeit über die Errungen-

Eines der vornehmsten Gebote dieser Werte ist: „Ehre das Alter!“ Und ihm zu folgen ist bei einem halbwegs anständigen Charakter noch nicht einmal eine Mühe, geschweige ein Opfer. Wieviel Freude aber können wir dafür unseren Alten bereiten! Nicht nur durch kleine Aufmerksamkeiten, etwa durch einen Besuch oder ein paar liebe Worte im Brief, durch eine Pfeife oder Zigarre oder ein Plauderstündchen. Sie sind ja so bescheiden, die Alten, daß es für den, der ein richtiges Herz dazu hat, unschwer ist, das Richtige zu finden.

Das schönste Geschenk aber ist wohl für die alten Leute, um ihren Rat gefragt zu werden. Denn gerade dadurch können wir ihnen zeigen, daß sie nicht beiseite geschoben und vergessen sind, daß sie, nun alt und vielleicht auch arbeitsunfähig geworden, nicht überflüssig sind, sondern zumindest mit ihrem reichen Schatz an Erfahrungen an dem Leben noch teil-

Wer spendet Blut?

Um kranken und verletzten Menschen zu helfen, führt das Deutsche Rote Kreuz am 30. August 1955 wieder eine Blutspendeaktion durch. Das DRK bittet alle Belegschaftsmitglieder, sich hieran zu beteiligen.

haben können, kurz: daß sie noch immer unentbehrlich sind. Man sollte sie daher in Berufs- und Familienfragen nie ganz übersehen, sondern sie da und dort nach ihrer Meinung fragen und, wenn etwas den harten Gesetzen der neueren Zeit entsprechend geändert und anders gemacht werden muß, es ihnen taktvoll mitteilen.

Gibt es denn überhaupt etwas Schöneres, als anderen Freude zu bereiten? Nun — bereiten wir sie doch auch unseren Alten, indem wir ihnen die Ehrfurcht und Achtung erweisen, die ihnen gebührt. (O.S.)

WERK OBERHAUSEN

Geburten:

9. 5. Johann Pöttmann, Tochter Waltraud
11. 5. Heinrich Hildebrand, Sohn Günter;
Heinrich Hundertmark, Sohn Lothar
14. 5. Gerhard Mauter, Tochter Karola
16. 5. Fritz Schilling, Tochter Marion
21. 5. Paul Müller, Sohn Hans-Georg
23. 5. Franz Ballermann, Tochter Inge Maria
24. 5. Wolfgang Jansen, Tochter Ulrike
28. 5. Hans-Josef Braun, Tochter Gabriele;
Helmut Linsen, Tochter Hildegard;
Helmut Milewski, Sohn Wolfgang;
Julius Zannoni, Tochter Klaudia
1. 6. Werner Fenüs, Tochter Ulrike
2. 6. Peter Dorweiler, Sohn Peter;
Willi Fritsch, Sohn Wilfried;
Erich Reuther, Tochter Renate
3. 6. Oskar Heidkamp, Tochter Helga;
Hans Lettke, Tochter Christiane;
Herbert Striebosch, Sohn Ralf
5. 6. Artur Fuchs, Sohn Dietmar;
Reinhold Schipke, Sohn Jürgen;
Karl Schollmeyer, Tochter Heidrun
9. 6. Ernst Neunemann, Tochter Rita
10. 6. Werner Simmes, Tochter Marion
11. 6. Heinrich van Bonn, Tochter Petra

16. 6. Wilhelm Lorenz, Sohn Wilfried;
Rudolf Lübke, Sohn Ulrich
17. 6. Friedrich Prenzing, Sohn Ronald
18. 6. Hans Poster, Tochter Marion;
Heinz Sauerland, Tochter Dorothea
20. 6. Egon Bogatschek, Tochter Marion;
Waldemar Böttcher, Sohn Uwe;
Heinrich Wiemann, Sohn Bernhard
22. 6. Herbert Otten, Tochter Mechthild
23. 6. Josef Linden, Tochter Marlies;
Wilhelm Spansol, Sohn Andre;
Artur Winkler, Sohn Manfred
24. 6. Willi Heinke, Tochter Margot;
Franz Lumm, Tochter Gabriele
26. 6. Josef Guski, Sohn Klaus
27. 6. Wilhelm Heyer, Sohn Rolf;
Reinhold Wentzlaff, Sohn Herbert
28. 6. Winfried Bovens, Tochter Bärbel;
Franz Jablonka, Sohn Martin
29. 6. Bernhard Kriener, Tochter Mechthild
2. 7. Felix Berger, Sohn Rainer

Eheschließungen:

7. 5. Heinz Ristau mit Marianne Eul;
Hans-Willi Theismann mit Magdalene Rexfort
20. 5. Heinrich Heckeley mit Maria Droppelmann

21. 5. Helmut Bitter mit Martha Voss; Wolfgang Hansen mit Hildegard Behrendt;
Egon Heithausen mit Lieselotte Game-rad; Walter Hoffmann mit Theresia Sonntag; Fritz Klaus mit Helmgard Sandler
23. 5. Franz Glöckl mit Gertrud Heisterkamp
26. 5. Heinz Slowick mit Lieselotte Schröder
27. 5. Günter Schilling mit Charlotte Schäfer
28. 5. Rolf Hoppe mit Gerda Dieball; Friedhelm Kempkens mit Gerda Kopetz;
Fritz Lübke mit Lieselotte Schnelting;
Werner Schwan mit Edith Venzke
2. 6. Heinrich Jäger mit Dorothea Hartmann
3. 6. Heinrich Nierhaus mit Ingeborg Auguste Klever; Wilfried Praezus mit Thekla Becker; Heinrich Roth mit Irmgard Auler; Heinz Wientgens mit Therese Fundament
4. 6. Werner Strehle mit Gisela Wycisk
7. 6. Ilse Tyborski mit Klaus Hüwels
11. 6. Ilse Hänel mit Herbert Knoblauch
14. 6. Paul Czichollas mit Anneliese Lechtenberg; Helmut Kirstein mit Margret Delker
15. 6. Helmut Schulz mit Christel Freiburg
18. 6. Willi Klöckner mit Marianne Wagner

21. 6. Günter Hartmann mit Margrit Schmidt
23. 6. Kurt Verlande mit Gabriele Zilliken
25. 6. Franz Blankenhagen mit Christel Müller; Helmut Wiese mit Ellen Dabringhausen

WERK GELSENKIRCHEN

Geburten:

28. 5. Kurt Kopitzki, Sohn Wolfgang;
Günter Spieß, Sohn Detlev
30. 5. Willi Thomaschewski, Tochter Petra
4. 6. Theodor Unglaube, Tochter Monika
9. 6. Heinrich Hardenburg, Tochter Elke
10. 6. Walter Marienfeld, Tochter Elke
11. 6. Herbert Löhdorf, Tochter Dorothea
13. 6. Adalbert Sobkowiak, Tochter Karin
25. 6. Franz Schlick, Tochter Kornelia
28. 6. Bruno Armbrorst, Sohn Peter

Eheschließungen:

11. 5. Günter Diering mit Elisabeth Roggenbach
25. 5. Erwin Strek mit Eveline Elgershäuser
27. 5. Erwin Karsten mit Irmgard Wetzel
4. 6. Gerhard Penquitt mit Edith Schneider

UNSERE JUBILARE IM JUNI / JULI

50jähriges Dienstjubiläum:

Hermann Helbing, Technisches Büro
Wilhelm Kleine-Vogelpoth, Maschinen- und Werkstättenbetrieb Blechwalzwerke
Heinrich Kortz, Versuchsanstalt
Heinrich Overbeck, Abt. Verkehr
Heinrich Pauly, Blechwalzwerke Betriebsbüro

40jähriges Dienstjubiläum:

Josef Brauer, Abt. Verkehr
Jakob Ewecker, Blechwalzwerke
Albert Farrenberg, Werk Gelsenkirchen
Anton Fohr, Walzwerke

Wilhelm Kinzius, Maschinen- und Werkstättenbetrieb Blechwalzwerke
Paul Kolodziej, Block- und Profilwalzwerke
Johann Langer, Maschinen- und Werkstättenbetrieb Stahl- und Walzwerke
Gustav Löblein, Maschinen- und Werkstättenbetrieb Stahl- und Walzwerke
Theodor Meister, Maschinen- und Werkstättenbetrieb Hochöfen
Heinrich Neuhardt, Abt. Verkehr
Ernst Pamp, Betriebsabrechnung
Theodor Plenk, Maschinen- und Werkstättenbetrieb Stahl- und Walzwerke
Peter Rambo, Abt. Verkehr
Karl Salz, Abt. Verkehr
Wilhelm Schultz, Abt. Verkehr

Josef Wolter, Maschinen- und Werkstättenbetrieb Hochöfen

25jähriges Dienstjubiläum:

Johann Bogler, Abt. Verkehr
Walter Bongartz, Walzwerke
Ludwig Bonn, Abt. Verkehr
Heinrich Brottmann, Versuchsanstalt
Otto Bruchhäuser, Walzwerke
Heinrich Clemens, Hochofenbetrieb
Erich Dehne, Maschinen- und Werkstättenbetrieb Stahl- und Walzwerke
Friedrich Elsemann, Thomaswerk
Johann Goll, Walzwerke
Otto Hülsmann, Hochofenbetrieb
Wilhelm Hüttermann, Statistik
Josef Kaltwasser, Schrottwirtschaft
Arnold Klapper, Maschinen- und Werkstättenbetrieb Hochöfen

Franz Klein, Elektrischer Betrieb Hochöfen
Wilhelm Kober, Abt. Verkehr
Martin Krey, Walzwerke
Peter Labenda, Baubetrieb Hochöfen
Wilhelm Lebede, Stahlwerke
Josef Lehmen, Stahlwerke
Gerhard Loosemann, Stahlwerke
Bernhard Löhr, Maschinen- und Werkstättenbetrieb Stahl- und Walzwerke
Josef Molsbeck, Blechwalzwerke
Josef Nowak, Stahlwerke
Hugo Schlya, Maschinen- und Werkstättenbetrieb Stahl- und Walzwerke
Josef Schumacher, Blechwalzwerke
Josef Schonlau, Maschinen- und Werkstättenbetrieb Stahl- und Walzwerke

† SIE GINGEN VON UNS

4. 6. Johann Bovermann, Pensionär

6. 6. Richard Jödicke, Pensionär

9. 6. Peter Franken, Sozialbetriebe
Otto Mix, Pensionär

11. 6. Franz Goike, Block- und Profilwalzwerke

13. 6. Anton Kokocinski, Pensionär

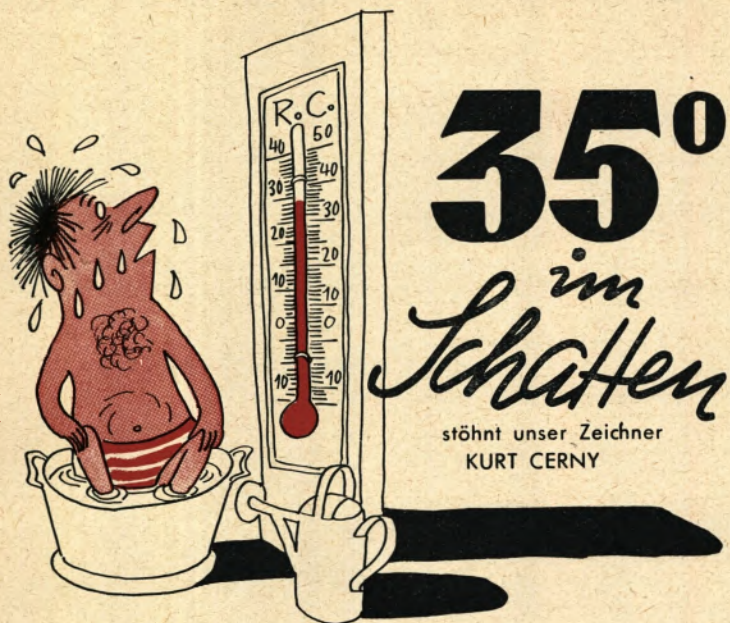
14. 6. Philipp Hack, Pensionär

19. 6. Heinz Himmel, Hochofenbetrieb

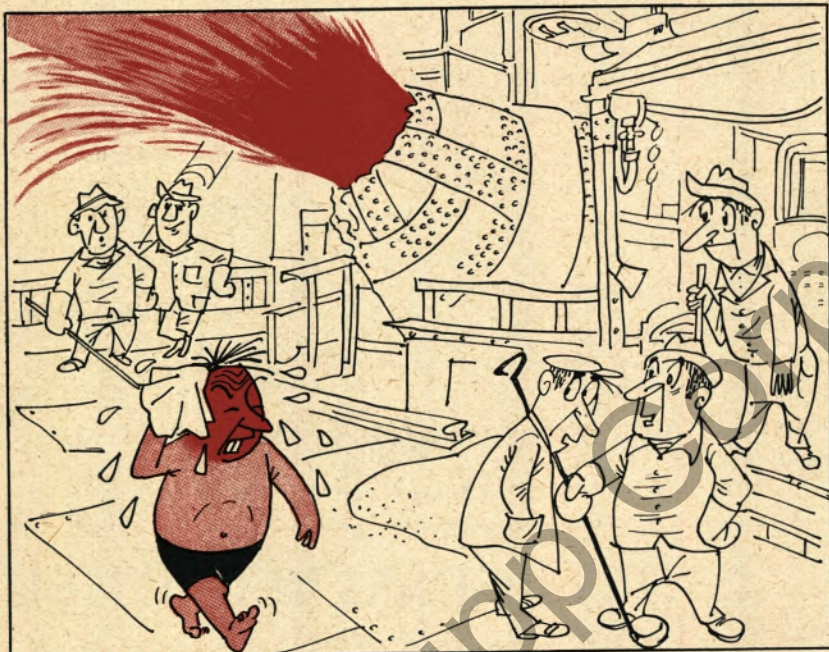
21. 6. Wilhelm Reiter, Pensionär

29. 6. Theodor Surmund, Pensionär

30. 6. Peter Wellems, Pensionär



„Na bitte, glaubt Ihr es jetzt? So bräunt nur die Sonne Italiens!“



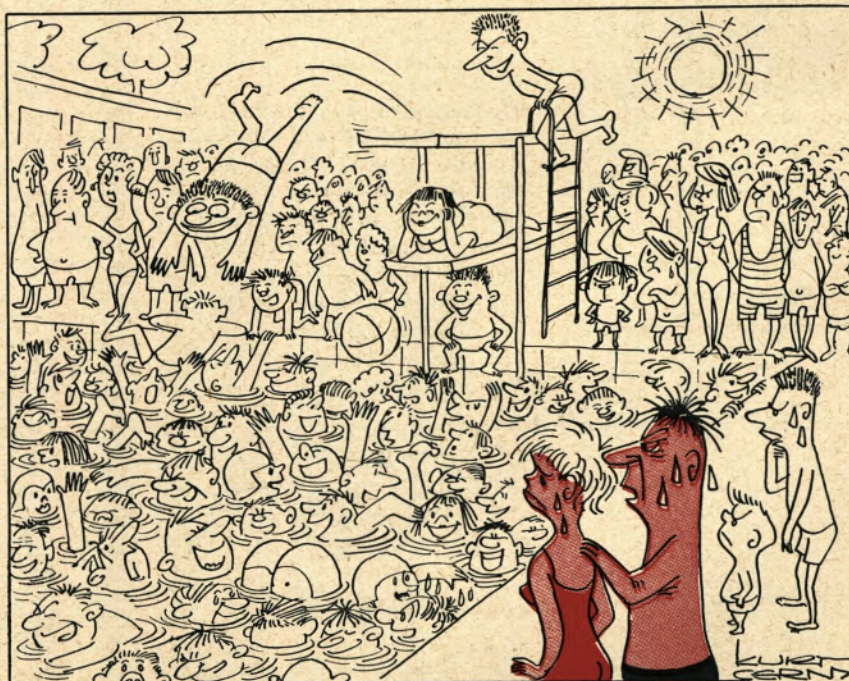
„Dem Neuen ist wohl die Hitze zu Kopf gestiegen?“



„Wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten.“



„Knochenhart sind die Frühstücksstullen bei der Affenhitze!“



„Wir haben ab, Paula; hier kann ich Dir das Schwimmen nicht beibringen.“